



Miklós Bánffy, **Die Schrift in Flammen**. Roman. Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka. Zsolnay Verlag, Wien 2012. 800 Seiten, 27,90 Euro

Ein Jahr in der Donaumonarchie

Miklós Bánffys Siebenbürgen-Epos in deutscher Übersetzung

Von Gabriele Weingarten

So mitreißend wie Miklós Bánffy hat keiner über die alte, südosteuropäische Kulturlandschaft namens Siebenbürgen geschrieben. Der Autor, 1873 in Klausenburg in eine Familie ungarischstämmiger Adelige hineingeboren, war ein Multitalent, in der Kunst genauso erfolgreich wie in der Politik: als Leiter der Budapester Oper von 1912 bis 1918 und als ungarischer Außenminister in den frühen 1920er Jahren. In den 1930ern dann schrieb er eine Trilogie über seine Heimat. Das Werk, dessen Handlung am Vorabend des Ersten Weltkriegs angesiedelt ist, wurde ein Bestseller, Bánffy in Ungarn und Rumänien ein Star – bis 1945. Danach gab es im kommunistischen Teil Europas für einen Erzähler wie ihn keinen Platz mehr. Erst nach der Wende wurde sein Siebenbürgen-Epos in Ungarn wieder verlegt, jetzt gibt es den ersten Band auf Deutsch.

Die Schrift in Flammen ist ein unglaublich süffiger Roman: changierend zwischen Musils Abgesang auf die Donaumonarchie – *Der Mann ohne Eigenschaften* – und Joseph Roths *Radetzky*. Dass der 800 Seiten starke Wälzer Ausschläge ins Triviale zeigt, schmälert zuweilen das Lesevergnügen. Im großen Ganzen aber siegt die Qualität.

Bánffy schreibt aus Erfahrung, nur deshalb kann er den Niedergang des Vielvölkerstaates so opulent schildern, aus der geradezu exotisch anmutenden Sicht der Siebenbürger Aristokratie zumal, deren Niedergang er akribisch festhält. Der erste Band spielt in den Jahren 1904 und 1905, von Winter zu Winter. Im Zentrum stehen zwei Cousins: Bálint Abády und Lázlo Gyeröffy, ihren Spuren folgt man von Ball zu Ball, von Jagdgesellschaft zu Jagdgesellschaft und von Spieltisch zu Spieltisch. Abády ist ein emsiger Parlamentarier und interessiert an Reformen sowie sozialen Projekten, während Lázlo mehr den Künstlertypus darstellt, Geige spielt und Klavier, komponiert, aber irgendwann dem Spiel und dem Alkohol verfällt. Vermutlich hat Bánffy in seinen beiden Helden sich selbst charakterisiert, mit der nötigen Distanz, aber auch der unerlässlichen Empathie für deren so unterschiedliche Seelenzustände.

In der Tat lässt sich die grausame Intensität der Kasino-Szenen und die damit einhergehende Verzweiflung Lázlos mit Dostojewskis Beschreibungswut in seinem *Spieler*-Roman vergleichen, genauso wie die hinreißenden Ballszenen mit jenen aus Tolstois *Krieg und Frieden* oder *Anna Karenina*, was den Schluss nahelegt, dass Bánffy nicht nur ein Mann von Welt, sondern auch ein Leser von Weltliteratur war. Vor allem aber beherrscht er fraglos jene handwerkliche Seite des Schreibens, die letztlich auf der hohen Kunst der Beobachtung basiert: Er kann Bewegungen und Handlungen verfolgen, die Art, wie Intrigen gesponnen, Ehen eingefädelt oder Duelle arrangiert werden. Er berichtet über Reden und Diskussionen im ungarischen Parlament, bündelt den Hass auf Wien und zugleich den Eifer der Ungarn, die Rumänen zu magyarisieren, in hitzigen Dialogen, beobachtet gnadenlos konventionellen Smalltalk. Wenn der Autor Abády auf seine Besitzungen begleitet, kommt er nicht umhin, die Winkelzüge der Provinzpotentaten und die zähe Korruption der Verwaltung zur Kenntnis zu nehmen, mit denen der junge Abgeordnete zu tun hat. Aber auch über die Art der Fortbewegung berichtet Bánffy, über Kutschfahrten, Pferderennen und Zugreisen, über Bergbesteigungen, Feldlager und Übernachtungen im Schnee sowie Spaziergänge in aufblühender Landschaft.

Vor allem seine Menschenbeschreibungen sind hinreißend. Einzelnen Gestalten innerhalb des sich ständig drehenden, enorm vielschichtigen Personen-Karussells, ihrer Art zu reden, sich zu bewegen und zu kleiden, begegnet man geradezu leitmotivisch immer wieder, es ist zu hoffen, auch in den weiteren Bänden der Trilogie, wenn sie in den nächsten Jahren übersetzt werden.

Einzig der Liebe und ihres aus Mangel an Gelegenheit immer wieder aufgeschobenen Vollzugs wird der Leser nicht ganz froh. Wobei es nicht an den Angebeteten der beiden Cousins liegt, die sich – jeweils unglücklich – in eine erstaunlich emanzipierte, aber verheiratete Frau beziehungsweise in ein Gänschen vergucken, das am Ende zwangsverheiratet wird. Irgendwie scheinen Bánffy hier die Worte zu fehlen, oder sie fallen gar zu blumig aus. Gott sei Dank ist bis zum Finale der Donaumonarchie noch Zeit. Das heißt: im Verlauf der noch ausstehenden zwei Bände könnte der Autor in Liebesdingen noch dazugelernt haben. ■■■